

schmolzen mit ihnen? Ob eine dieser beiden Annahmen zutrifft, muß sich noch zeigen.

Die progressiven Negerrassen müssen selbstverständlich in einer weniger progressiven, „palänegriden“ Schicht wurzeln. Einige Forscher möchten in den Bambuti wohl „eine Sonderform, aber keine Grundform“ sehen, eine abwegige Spezialisierung, eine Minus-Mutante mittelwüchsiger Waldneger. Eine palänegride Waldnegerschicht, die zum Teil auch außerhalb des Waldes zu finden sei, sei die typische Altform Afrikas und die Wurzelform der jüngeren, progressiven Negerrassen. In der Überschrift eines Abschnittes „Die Palänegriden oder Negro-Bambutiden“ (S. 386) kennzeichnet Schebesta bereits seine Ansicht dahin: die sogenannten Palänegriden seien weiter nichts als vernegerte Bambutide. In der Tat, liest man bei Eickstedt (Rassenkunde, 1934, S. 533) die Aufzählung der die „Palänegriden“ kennzeichnenden Rassenmerkmale, so findet man eine gute Beschreibung der Bambutiden,

von denen sie nur durch einen harmonischeren Körperbau und mittlere Wuchshöhe abstechen. Das spricht für Schebesta. Ferner die seßhaften bananenbauenden Waldneger sind die Wirtsherren der Zwerge und aus ihrer fortgesetzten Einkreuzung mit Pygmäenfrauen, die nicht angenommen, sondern belegt und erwiesen ist, muß sich aus Neger- und Bambutidenblut eine Kontaktform ergeben, die sich mit den Palänegriden Eickstedts deckt. Sind sie auf diesem Wege der Einkreuzung entstanden, dann sind die Bambuti die eine Komponente, die Herkunft der andern bleibt eine noch offene Frage. Nur eingehende Erforschung der Waldneger, neben der vorliegenden Erforschung der Bambuti, kann die Frage beantworten. Einstweilen bleibt die Frage nach dem Ursprungs- und Verwandtschaftsverhältnis zwischen der hellhäutigeren Altform der Bambuti-Pygmäen und den dunkelhäutigen jüngeren Negerrassen ein wahrhaft dunkles Problem.

Felix Rüschkamp S. J.

BESPRECHUNGEN

KUNST, LEBEN, GOTT

Die abendländische Leidenschaft, oder Zur Kritik der Existenz, von Max Bense. 80 (124 S.) München 1938, R. Oldenbourg. Kart. M 3,50

Die Formwerdung des Menschen. Die Deutung des dichterischen Kunstwerks als Schlüssel zur menschlichen Wirklichkeit. Von Theophil Spörri. 80 (248 S.) Berlin 1938, Furcht-Verlag. M 4,40

Form als Schicksal. Von Karl Scheffler. 80 (170 S.) Erlenbach-Zürich 1939, E. Rentsch. M 3,—; geb. M 4,—

Es gibt zwei Weisen, das Geheimnis der großen Kunst zu öffnen in das Geheimnis des Lebens überhaupt. Die eine ist mit dem Namen Plotins bezeichnet: sie geht von der reinen Form aus und sieht zu Gott hin als der Reinen Form schlechthin, von der innern Einheit der Form hin zum schlechthin Einen. Die andere Weise trägt mit Vorzug den Namen der Romantik: sie sieht im Kunstwerk das geballte Leben, und durch dieses hindurch ahnt sie das Göttlich-Unendliche.

Bense sieht Kunst und Ästhetik auf der Seite der „Ordnung“: in „Immanenz“ und „Spiel“ und in einem „Verhältnis zum Sein“. Sie ist damit der Gegenpol zum Ethischen und seiner Grundkategorie des „Niveau“: in „Transzendenz“ und „Schöpfung“ und in einem „Verhältnis zum Werden“ (43).

Umgekehrt öffnet sich für Scheffler grade das tiefste Geheimnis des Lebens im Geheimnis der reinen Form. Es sind einerseits Melodien „transformierte Gefühle“ (17), anderseits aber „ist jeder seelische Vorgang eine unsichtbare Form“ (19), und dies, weil „Kunstform... Schwingung, reines Gefühl aber... ebenfalls Schwingung“ ist (163). Reinste Form entsteht darum gerade dann, wenn ihr Schöpfer, „selbst verzweifelnd noch, voller Anbetung ist“ (49). Ja zuletzt ist sie Offenbarung Gottes selbst: „die Aktivität Gottes“ ist „den Menschen als Rhythmus und Klang offenbart“ (79). „In Formen, nur in ihnen, offenbart sich dem Menschen die ewige Aktivität Gottes“ (14).

Spörri sieht im Grunde das gleiche. Das Leben des Menschen versteht sich gerade vom Kunstwerk her: als „Einigung der Gegensätze in der gereiften Form“ (41) im „Urmotiv der Mitte“ (49). Denn umgekehrt ist in der „Poesie“ der „Grundvorgang des menschlichen Daseins“ mächtig (11, 198).

Aber für Scheffler und Spörri ist es bezeichnend, daß sie zuletzt nur den Gegensatz zwischen der reinen Form und einem formlosen Leben sehen, während Bense, aus derselben Erfahrung heraus, die reine Form als unwirklich Abstraktes richtet, um im Leben das Werden als das Eigentliche zu preisen. Es ist der Kampf der Absolutismen: Form als Gott oder Leben als Gott. Gott aber ist das Geheimnis, das erst durch die Spannung zwischen Form und Leben blickt.

E. Przywara S. J.

CHRISTUS

Christus alles und in allem. Von F. Dander S. J. Gedanken zum Aufbau einer Seelsorgsdogmatik. 80 (100 S.) Innsbruck 1939, F. Rauch. Kart. M 2,40

Die Frage nach Sinn und Aufgabe einer „Verkündigungstheologie“ ist immer noch nicht so beantwortet, daß sich alle einverstanden erklärten. „Genug der theoretischen Erörterungen, endlich soll einmal ein Beispiel zeigen, was wir meinen.“ So will wohl diese Skizze eines christozentrischen Aufbaus der „Seelsorgsdogmatik“ verstanden sein. Doch sie ist mehr als ein Paradigma. Der Theologiestudierende kann am Ende seiner Studien an Hand dieses Büchleins einen klaren Überblick und eine wertvolle Zusammenschau aller Traktate der Dogmatik gewinnen; aber auch der Seelsorger, der eine dogmatische Predigt zu halten hat, kann hier das zu verkündende Heilsgeheimnis im lebendigen Organismus des Christusgeheimnisses schauen.

Christus und die Kirche. Ihr Verhältnis nach der Lehre des hl. Bonaventura. Von R. Šilič O. F. M. (Breslauer Studien zur historischen Theologie, Neue Folge Bd. 3.) 80 (284 S.) Breslau 1938, Müller & Seiffert. Geh. M 12,—

Viele bemühen sich heute, das Heilswerk Christi als lebendige Gegenwartswirklichkeit zu erweisen. Der Verfasser setzt sich in aufgeschlossener, vorsichtig abwägender Weise auseinander mit solchen Versuchen von protestantischer (H. Chr. v. Hase, *Die Gegenwart Christi in der Kirche*, Gütersloh 1934) und katholischer Seite (Casel, Soehngen, Bauhofer, Kastner), immer im Hinblick auf Bonaventura und die Scholastik. Nicht alles vermag zu überzeugen, z. B. was er sagt gegen Gardinis Versuch (Schildgenossen 1925), der „Mysteriengegenwart“ eine philosophische Grundlage zu geben. Das „positive Moment in der Theorie der Mysteriengegenwart“ sieht er darin, daß wir „in der Eucharistie nicht vor allem das ständige Weilen“ sehen sollen, sondern „eine eigen-persönliche Begegnung Christi und der Gläubigen in der Kommunion“. Die Lehre von der Mysteriengegenwart will mehr; die Aussprache darüber ist noch nicht abgeschlossen.

Jesus. Von Martin Dibelius. (Sammlung Göschen Bd. 1130.) Berlin 1939, Gruyter & Co. Geb. M 1.62

Dieses Büchlein wendet sich an weiteste Kreise, an Gläubige wie Ungläubige. Die oft allzu leichtgläubige Selbstsicherheit des Ungläubigen kann dieser Meister geschichtlichen, vor allem formgeschichtlichen Verfahrens erschüttern. Er zeigt ihm, daß die immer wieder auftauchende Meinung, die Geschichte Jesu sei der ins Menschliche versetzte Mythos eines Gottes, durch die Geschichtsforschung der letzten fünfzig Jahre immer unglaubwürdiger wurde, daß kein Buch der Antike in so alten, so zahlreichen und relativ so übereinstimmenden Texten auf uns gekommen ist wie die Evangelien und die Paulusbriefe, daß die weltgeschichtliche Wirkung des Christentums um so rätselhafter wird, je weniger Glauben man den christlichen Berichten schenkt. Leider hat das Büchlein dem Gläubigen weniger zu bieten. Zwar bekennt sich der Verfasser ausdrücklich zum christlichen Glauben und anerkennt das Geschehen in Jesus als echtes Zeichen der Wirklichkeit Gottes; doch kann man das Urteil des Verfassers über die Wunder Jesu und seine Auferstehung nicht echten Glauben nennen. J. B. Schoemann S. J.

Auf den Spuren des Meisters. Reisen durch Palästina. Von H. V. Morton. (Übersetzung von H. C. Röcker.) Mit 32 Bildertafeln. gr. 8^o (332 S.) Berlin 1939, Reimer, Andrews & Steiner. Kart. M 7.—

Mit offenem, suchendem Auge hat Morton das Land der Offenbarung durchzogen, um es zu entdecken, wie es war, als dort die Patriarchen ihre Verheißungen erhielten, als der Tempel gebaut wurde, als der Meister sein Evangelium verkündete und seine Wunder wirkte. Es sind zum größten Teil ganz persönliche Erlebnisse und Eindrücke, die mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit erzählt werden, daß der Leser davon gefangen wird, und wer selbst vor Jahren dieselben Wege gewandert ist, fühlt die eigenen Beobachtungen aufleben und stimmt dem Verfasser zu, wenn er die heiligen Bücher einen zuverlässigen Führer durch das Leben des heutigen Palästina nennt (131). Noch heute ist dieses Leben bis in kleinste Züge, wie es vor Jahrhunderten war. Immer nimmt die Erzählungskunst Mortons den Leser gefangen und hält ihn in ihrem Banne. R. Merk S. J.

Christus und Imperator. Das Urteil der ersten Christenheit über den Staat. Von Gerhard Kittel. 8^o (56 S.) Stuttgart 1939, W. Kohlhammer. Kart. M 1.20

Es ist eine urmenschliche Versuchung, in Konfliktsfällen eine vollständige Scheidung von Gut und Böses zu verfechten und die bedrängende Macht dem Teufel zu verschreiben. Ausgehend von einer derartigen grundsätzlichen Verkennung der staatlichen Wirklichkeit und einer jüngst besonders von K. Barth und seinen Schülern durchgeführten Deutung der diesbezüglichen biblischen Texte, untersucht der Verfasser die Zeugnisse der Schrift und der ersten kirchlichen Schriftsteller, die über den Staat, die staatliche Macht und ihre Träger handeln. Die sachlich und nüchtern durchgeführte Erklärung findet, daß sowohl die biblischen wie die frühpatristischen Zeugnisse im Staat und seiner Autorität eine für die Dauer des irdischen Lebens im Bereich ihrer Zuständigkeit anzuerkennende gottgesetzte Einrichtung sehen. Auch das Fluchwort der Apokalypse ändert an diesem grundsätzlichen Befund nichts. Es bezieht sich nur auf den konkreten Mißbrauch staatlicher Macht gegen die Ordnung Gottes. Geradezu heroisch wirken die Aussagen und die Gebete der ersten Christenheit für den Staat und den Imperator, wenn man bedenkt, unter welchen Umständen diese Zeugnisse entstanden. Wird so der Staat dem Fluch entrissen, so wird er genau so entschieden auf seinen eigenen Ort verwiesen: er ist gottgesetzte irdische Wirklichkeit, mit allen Zuständigkeiten, aber auch mit allen Begrenzungen, die damit gesagt sind. Ihm gebührt nicht der Fluch, ihm gebührt aber auch nicht die anbetende Vergötzung. — Leider wird die Idee der begrenzten Irdischkeit so extrem durchgehalten, daß auch für eine freie Erhöhung innerweltlicher Wirklichkeit von Gott her (sichtbare Kirche, Sakramente) kein Raum mehr bleibt.

A. Delp S. J.

CHRISTLICHES LEBEN

Ja, Vater. Alltag in Gott. Von Richard Gräf C. S. Sp. 10. Aufl. kl. 8^o (294 S.) Regensburg 1938, F. Pustet. Geb. M 3.80

Selig die Hungernden. Von R. Gräf. 3. u. 4. Aufl. kl. 8^o (202 S.) Regensburg 1938, F. Pustet. Geb. M 3.—

Die beiden Bücher finden eine auffällige freudige Aufnahme, schnelle Folge von hohen Auflagen und weite Verbreitung. Von „Ja, Vater“ werden bereits 12 Übersetzungen vorbereitet. Das Geheimnis dieses Erfolges ist wohl angedeutet, wenn man „Ja, Vater“ das „Trostbuch der Zeit“ nannte. Die beiden Bücher bringen die frohe Botschaft vom Vatergott zu den religiös suchenden und oft so unsicheren Menschen unserer Tage. Sie wollen das religiöse Leben vereinfachen durch das „Jasagen“, die schlichte treue Erfüllung des Willens Gottes im Alltag als Grundgesetz des ganzen Strebens. Die „Hungernden“ sollen im Glauben die Kraft finden, die Welt und das Leben zu verstehen und zu meistern. Die Gedanken dieser frohen Botschaft und die einfachen, praktischen Ratschläge wirken ermutigend und befreiend. Man kann also auch im Alltag zu Gott gehen und in Gott leben! Der Verfasser bietet eine Reihe von ermutigenden, frohmachenden Kapiteln über Fragen des religiösen Lebens, von denen starke Impulse ausgehen. Eine glückliche Führung oder ge-